

Apel, Karl-Otto

Geb. 15. 3. 1922 in Düsseldorf



Das Werk A.s stellt im Zeichen der entschiedenen Abwehr skeptischer und relativistischer Angriffe auf die universalen Ansprüche vernünftigen Argumentierens. Seine »transzendente Sprachpragmatik« versteht A. als eine Erneuerung der Kantischen Transzendentalphilosophie. Im Zuge der sprachkritischen Wende der Gegenwartsphilosophie – Kant habe durch die Sprachvermittlung des Erkennens noch »wie durch Glas hindurchgesehen« – soll der »höchste Punkt« der transzendentalen Reflexion Kants ersetzt werden: An die Stelle des »Ich denke, das alle meine Vorstellungen muß begleiten können«, tritt die Situation des vernünftig Argumentierenden, der als Angehöriger einer unbegrenzten Kommunikationsgemeinschaft für das von ihm Behauptete allgemeine Geltung beansprucht. Die »letzten begründeten« Regeln des Argumentierens sollen als unhintergehbare Voraussetzung aller unserer kognitiven Tätigkeit erwiesen werden.

Die weiteren entscheidenden Einflüsse auf A.s Philosophie sind von Heidegger, Wittgenstein und Peirce ausgegangen. Von Heidegger, über den er 1950 in Bonn promoviert, übernimmt A. das »apriorische Perfekt« des »immer schon«, das er in einer neuen Weise ausfüllen wird: Ebenso, wie unsere Welt immer schon eine sprachlich erschlossene ist, müssen auch die Voraussetzungen des Argumentierens nicht erst konstruiert oder durch Konvention eingeführt werden, sondern sie sind bei jeder Thematisierung schon in Anspruch genommen und bedürfen lediglich der Aufdeckung und Explizierung durch eine »transzendente Hermeneutik«. Wittgenstein, den nicht zuletzt A. in Deutschland wieder bekannt gemacht hat, liefert das Konzept der Sinnkritik, in dem A. eine Radikalisierung der hermeneutischen

Fragestellung sieht. Zum Problem können nicht bloß die Methoden des Verstehens werden, sondern, in Abwesenheit eines außersprachlichen mentalistischen Standards, der Sinn des Gesagten selbst. Man muß auch in der Philosophie durchaus damit rechnen, daß ein geäußertes Satz schlicht sinnlos ist, weil er nämlich das Sprachspiel, das ihm zugrundeliegt, zerstören würde. Dies gilt A. zufolge etwa für Descartes' Argument, daß alles, was uns wirklich zu sein scheint, bloß unser Traum sein könnte. Vor seiner Entdeckung der Sinnkritik Wittgensteins hat A. sich bereits ausführlich mit der nichtanalytischen Sprachphilosophie auseinandergesetzt; aus diesen Studien geht 1963 seine Habilitationsschrift hervor (*Die Idee der Sprache in der Tradition des Humanismus von Dante bis Vico*). 1962 tritt A. in Kiel seine erste Professur an, von der er 1969 nach Saarbrücken wechselt. 1973 erscheint die zweibändige Aufsatzsammlung *Transformation der Philosophie*, die als A.s Hauptwerk gelten darf.

Während die Auseinandersetzung mit Wittgenstein und Heidegger zu dieser Zeit abgeschlossen ist, bleibt der amerikanische Pragmatist und Semiotiker Peirce bis heute A.s Kronzeuge. Von Peirce, aus dessen Schriften er eine deutsche Auswahl herausgab und ausführlich kommentierte (*Der Denkweg von Charles Sanders Peirce*, 1967/1970), übernimmt A. die Auffassung einer »Dreistelligkeit« der Zeichenrelation zwischen Zeichen, denotiertem Objekt und Interpreten. Jede Verkürzung dieser dreistelligen Relation um eine Stelle führt zu einem »abstraktiven Fehlschluß«, wobei die Abstraktion vom Zeicheninterpreten für A. der Kardinalfehler der modernen Sprachphilosophie im Gefolge des Logischen Empirismus ist. Dabei ist der Interpret für A. nicht im Singular vorstellbar, sondern nur als Angehöriger einer prinzipiell unbegrenzten Interpretationsgemeinschaft, welche an die Stelle des transzendentalen Subjekts Kants tritt. Unter idealen Bedingungen würden die Urteile der Gemeinschaft der Interpreten »in the long run« konvergieren (Peirce) und geben zugleich das Kriterium der Wahrheit ab (Konsensustheorie der Wahrheit). – Peirce ist der einzige Philosoph, den A. ausschließlich zustimmend zitiert; inwieweit seine Peirce-Lektüre korrekt ist, bleibt umstritten.

Eine zentrale Rolle für die Widerlegung skeptischer und relativistischer Positionen spielt für A. das Argument vom »performativen Widerspruch«, von dem er ausgiebig Gebrauch macht. In der Terminologie der Sprechakttheorie ausgedrückt, ist eine Äußerung dann performativ (oder pragmatisch) widersprüchlich, wenn ihr propositionaler Gehalt mit ihrer illokutiven Kraft, also beispielsweise mit ihrem Behauptungscharakter, konfligiert. Performativ widersprüchlich ist für A. etwa die Äußerung: »Ich vertrete hiermit die Behauptung, daß Argumentation Gewalt ist.« Hier versucht der Sprecher, einen Geltungsanspruch zu dementieren, den er mit seiner Äußerung notwendig erhoben hat, denn insofern jemand überhaupt eine Behauptung vertritt, erhebt er Anspruch auf vernünftige Einsehbarkeit und zwanglose Anerkennung des Gesagten, übt also gerade keine Gewalt aus. (Die Theorie der universalen Geltungsansprüche übernimmt A. von Jürgen Habermas, mit dem er seit Bonner Studienzeiten befreundet ist.) Ein performativer Widerspruch ist somit kein logischer Widerspruch. Vielmehr soll der Opponent, dem ein performativer Widerspruch vorgeworfen wird, darauf reflektieren, was er gerade *tut*, indem er etwas behauptet, und er soll die Unverträglichkeit des Behaupteten mit dem performativen Akt des Behauptens und allen seinen Implikationen einsehen. Diese Einsicht ist nur

in der Einstellung der »strikten Reflexion« möglich (so A.s Schüler Wolfgang Kuhlmann), nicht aber aus der distanzierten Perspektive des Theoretikers. – An dem zitierten Beispiel wird ersichtlich, daß über die Berechtigung der Diagnose eines performativen Widerspruchs neue Kontroversen entstehen können. Das Argument hat deshalb oft nicht den durchschlagenden Erfolg, den A. sich davon verspricht.

A.s »Letztbegründungsformel« besagt nun, daß als letztbegründet alle diejenigen Voraussetzungen des Argumentierens gelten müssen, die man »nicht ohne aktuellen Selbstwiderspruch bestreiten und zugleich nicht ohne formallogische *petitio principii* deduktiv begründen kann«. Die Unmöglichkeit einer zirkelfreien Begründung und die Nichtverwerfbarkeit ohne performativen Widerspruch sind also zwei Seiten derselben Medaille. Der neuralgische Punkt – das unvermeidliche Inanspruchnehmen von etwas – soll gerade zum archimedischen werden. Beharrt man dagegen auf einem Begründungsbegriff, der nur die logische Deduktion von Aussagen aus anderen Aussagen zuläßt, so verpaßt man diese Pointe und wird das Letztbegründungsargument gerade nicht als ein Argument für das Vorausgesetzte ansehen.

A.s Programm einer vernünftigen Letztbegründung betrifft die theoretische und die praktische Philosophie gleichermaßen. In der theoretischen Philosophie ist A.s Kontroverse mit dem Popper-Schüler Hans Albert über die Reichweite des Fallibilismus einschlägig. Der vernünftige Sinn der Behauptung, daß menschliche Erkenntnis grundsätzlich fehlbar und somit revidierbar sei, kann für A. nur gerettet werden, wenn der Fallibilismus eingeschränkt wird. Es sei zu unterscheiden zwischen möglichen Gegenständen von Kritik und den Bedingungen der Möglichkeit von Kritik, die nicht selbst wieder als bezweifelbar angesehen werden können. Allerdings gesteht A. mittlerweile zu, daß aus der notwendigen Inanspruchnahme von Voraussetzungen des Argumentierens noch nicht folgt, daß diese Voraussetzungen schon hinreichend und angemessen expliziert sind. – Bezüglich des Letztbegründungsanspruchs ist über die Jahre ein Dissens mit Habermas aufgebrochen, welcher die angegebenen Argumentationsvoraussetzungen grundsätzlich als fehlbare empirische Rekonstruktionen ansieht und der mit der Aufdeckung performativer Widersprüche keine transzendentalen Ansprüche verbunden wissen will. In die theoretische Philosophie gehört weiterhin A.s neben seiner Habilitationsschrift einzige Monographie, eine Studie über *Die »Erklären-Verstehen«-Kontroverse in transzendental-pragmatischer Sicht* (1979), die einen leider zu wenig rezipierten Beitrag zu einer traditionsreichen Kontroverse der Wissenschaftstheorie darstellt.

In der praktischen Philosophie beginnt A. mit der Diagnose einer paradoxen Problemsituation: Einerseits sei »das Bedürfnis nach einer universalen, das heißt für die menschliche Gesellschaft insgesamt verbindlichen Ethik« noch nie so groß gewesen wie in der wissenschaftlich-technischen Zivilisation, in der die Reichweite unserer Handlungen immer größer wird und heute die globale Dimension erreicht. Andererseits sei die rationale Begründung einer universalen Ethik noch nie so schwierig gewesen wie heute, denn auf der Basis der vorherrschenden wissenschaftlichen Rationalitätskonzepte ließen sich moralische Normen nicht begründen; Moral drohe, wie schon zuvor die Religion, zur Privatsache zu werden. Den Ausweg sieht A. im Übergang zu einem *kommunikativen* Vernunftkonzept, das dem »Apriori der Kommunikationsgemeinschaft« Rechnung trägt. Erneut sind es die unhintergehbaren Voraussetzungen der Argumentationssituation, die A. auch für die

Ethik fruchtbar machen möchte, indem er sie als moralisch gehaltvoll zu erweisen sucht. Gemeinsam mit Habermas entwickelt A. seit 1973, dem Jahr seines Wechsels an die Universität Frankfurt, die sogenannte »Diskursethik«, eine universalistische Theorie der Moralbegründung, die dem Kantischen Prinzip der Verallgemeinerbarkeit einen neuen Sinn gibt, indem sie Kants monologisch durchgeführtes Gedankenexperiment in die Praxis zurückholt: Es sollen allein diejenigen Normen als gerechtfertigt angesehen werden, die in einem freien Diskurs, dessen Ergebnis der Moralphilosoph nicht vorwegnehmen kann, die Zustimmung aller Beteiligten und aller potentiell Betroffenen finden können. Die Diskursethik ist also eine *formalistische* Ethik, die keine konkreten inhaltlichen Normen formuliert, sondern nur die Metaregeln des diskursiven Begründungsverfahrens auszeichnet, durch dessen Durchführung die Beteiligten selbst die Gültigkeit vorgeschlagener materialer Normen prüfen können. Die Diskursethik, die A. durch das *Funkkolleg Praktische Philosophie/Ethik* 1980 einem größeren Publikum vorstellen konnte, hat in der deutschen Philosophie lebhaftige Kontroversen ausgelöst. Unter anderem ist die Frage aufgeworfen worden, was den Egoisten motivieren soll, sich an einem Diskurs überhaupt zu beteiligen, in dem ihm gegebenenfalls nachgewiesen werden kann, daß er sich mit seinem Beharren auf partikularen Ansprüchen in einen performativen Widerspruch verwickelt. A. leugnet dieses Problem nicht, besteht aber darauf, daß es keines der Moralbegründung mehr sei. Zwar bedürfe das Eintreten in den Diskurs – wie auch die Bereitschaft, etwas als vernünftig Eingesesehenes dann auch zu tun – grundsätzlich einer »willentlichen Bekräftigung«. Für A. ist aber diese nicht erzwingbare »Entscheidung zur Vernunft«, anders als für Popper, kein irrationaler Glaubensakt, sondern sie ist die einzig mögliche Entscheidung, wenn wir uns nur selbst richtig verstehen. Der von Popper fingierte Standpunkt *außerhalb* der Vernunft, von dem aus dieser Akt sich wie eine irrationale Wahl ausnimmt, steht uns nicht zur Verfügung.

Die Ausarbeitung der Diskursethik ist bis heute nicht abgeschlossen. In den letzten Jahren widmet sich A. zunehmend dem Problem der *Anwendung* der Diskursethik unter historischen Bedingungen, die gewaltfreie und unverzerrte Kommunikation nicht zulassen. In seiner Aufsatzsammlung *Diskurs und Verantwortung* (1988) schlägt er vor, die Diskursethik durch einen verantwortungsethischen »Teil B« zu ergänzen, der dem Umstand Rechnung trägt, daß die Verwirklichung einer idealen Kommunikationsgemeinschaft auch auf die strategische Selbstbehauptung bestehender, nicht-idealer Kommunikationsgemeinschaften angewiesen ist.

A. ist selbst ein leidenschaftlicher Diskursteilnehmer. Er geht keinem philosophischen Streit aus dem Weg, in dem es gilt, die universalistischen Ansprüche, die er mit jedem vernünftigen Argument verbunden sieht, gegen skeptische, relativistische und kontextualistische Abwiegungen zu verteidigen. Aufsehen haben seine Kontroversen mit Odo Marquard, Hermann Lübbe und Hans Albert erregt, aber auch mit Richard Rorty, Jacques Derrida und Jean-François Lyotard. – Seit 1990 ist A. emeritiert.

Dorschel, Andreas et al. (Hg.): *Transzendentalpragmatik*. Frankfurt am Main 1993. – Reese-Schäfer, Walter: *Karl-Otto Apel*. Hamburg 1990. – Kuhlmann, Wolfgang/Böhler, Dietrich (Hg.): *Kommunikation und Reflexion*. Frankfurt am Main 1982.